

de um die Tafel und jeder
des, so daß der König nicht
Endlich kam auch die Dose
ges in große Heiterkeit aus.

ges

sele können harte Winter-
n. Man setzt das eine oder
as und gießt dann den Saft
Beutel oder ein Sieb. Auf
Saft rechnet man den Saft
sine und die Hälfte der auf
riebenen Schale. In Zucker
halben Liter Saft $\frac{3}{4}$ Pfund
Der Apfelsaft muß mit
Apfelsine so lange langsam
eine kleine Probe davon
achen Schale erstarren. Auch
en kann man ähnlich ver-
ist peinlich darauf zu ach-
Zitronen nicht bitter ist und
Schale zugegeben wird.

Reife Tomaten in der Küche
sei es zu Suppen oder
en, lege sich solche in Salz-
Dieses muß so kräftig
es ein Ei trägt. Die To-
en sich vorzüglich und sind
hand.

Stark lange Krallen muß
Stubenvögeln durch Ab-
it der Schere kürzen. Wenn
uß des Vogels gegen das
kann man genau an einem
en Streifen erkennen, wie
s lebende Horn der Zehen-
st.

Wach vertreibt man durch
ines großen flachen Holz-
Wasser aus dem Zimmer.
befallen sind, befreit man
e befallenen zarten Triebe
ant oder zertritt. Auf diese
anderen Blätter erhärten
Je zeitiger dies geschieht,
erst mehrmals vermehren
Schaden zufügen können.

stragen
stellen
irrtet.
entlich
n, stellt
f, gießt
ab und
en hin-
Pflan-
cht ab.

Auflösung.

N	A	H	E
O	M	E	R
R	E	I	N
A	N	N	A

Problem Nr. 81.

Eiche in Stuttgart.
Schwarz.



C D E F G H

Weiß.
att in 2 Zügen.

iger Nummer:

bruckt und herausgegeben
uttgart.

Nr. 18 1908

Illustriertes Unterhaltungs-Blatt

Beilage zur
Neuen Temesvárer Zeitung.
Verlag von Dévay & Reif in Temesvár.

Schloß Falkenhorst.

Roman von Ludwig Blümcke.

(Fortsetzung.)

Der alte Herr stürzte gereizt den Wein herunter und brauste dann auf: „Wäre das Sitte bei den Falkenhorsts? Um einer üblen Laune willen sich vor edlen Damen ver-

leugnen lassen?! Nee, mein Junge, du wirst mitkommen! Die Ritenburg bringt dich auf andere Gedanken, das glaube mir. Sie ist ein großartiges Weib. So eine Krone der Schöpfung in des Wortes wahrster Bedeutung siehst du niemals wieder. Überwinde also deine Grillen und folge mir, die Kutsche wartet unten bereits und die Gräfin vergeht vor Sehnsucht.“

Ferdinands Wangen glühten wie im Fieber und vor seinen Augen stimmerte es bunt.

Der Vater mochte ahnen, was in dieser Minute in seines Sohnes Brust tobte und welche Mächte darin rangen. Etwas wie Mitleid, wie ein edleres Gefühl regte sich in ihm, doch nur für wenige Sekunden. Schon war er wieder von seiner gerechten Sache überzeugt und fuhr darum, Ferdinands Hand ergreifend, fort: „Du wirst es gar nicht bereuen, Junge. Dein alter Vater meint es ja nur gut mit dir. Entschliesse dich also.“

Noch ein tiefer Seufzer, dann drückte der Leutnant auf den Knopf neben der Tür, um dem Burschen zu schellen, der ihm beim Ankleiden behilflich sein sollte.

„Ich folge dir also, Vater. Bitte, mache es dir bequem, bin in fünf Minuten fertig,“ so kam es bebend über seine Lippen.

Nun stand Ferdinand dem schönen Weibe, dessen

Nähe er seit jenem Abend ängstlich gemieden, zum zweitenmal gegenüber. Wieder hörte er das kokette Lachen und sah die weißen Zähne blitzen, wieder funkelte ihm eine heiße Leidenschaft entgegen aus den wunderbar schönen Augen. Sein Herz pochte fast hörbar und um seine ruhige Überlegung war es geschehen.

Der Schloßherr wußte es wiederholt einzurichten, daß die Gräfin und Ferdinand längere Zeit allein in dem prächtigen, mit exotischen Gewächsen ausgestatteten Gartenzimmer waren, in das man sich nach dem Diner begeben. Tante Susanne war in den Plan eingeweiht, billigte ihn vollständig und suchte zur Verwirklichung desselben auch das Ihre getreulich beizutragen.

Als sich die schöne Witwe dem Leutnant heute zum erstenmal allein gegenüber sah, da schlang sie die zierlichen Hände um das Knie und schaute mit jener schmollenden Miene, die ihrem zarten Gesichtchen so allerliebste stand, wie man es sie oft versichert, vorwurfsvoll zum ihm empor und sprach mit gedämpfter, fast flüsternder Stimme: „Habe es Ihnen eigentlich recht verdacht, mein Herr Leutnant, daß Sie mich, seit wir uns im goldenen Adler so nett unterhalten und, wie ich fast zu glauben wagte, Freundschaft geschlossen, so gar nicht weiter beachtet haben. Acht Tage sind vergangen, seit ich Sie wiedergesehen. Und ich war allabendlich in der großen Halle des goldenen Adlers, gerade so gut, wie sie es vor unserer Bekanntschaft gewesen sein sollen. Ich muß also fast vermuten, daß ich Sie verscheucht habe.“

Da errötete Ferdinand wie ein auf Abwegen ertappter Schulknaube und geriet sichtlich in Verlegenheit.

Lauter und in gereizter Tonart fuhr die Gräfin fort: „Ja, das muß ich in der Tat! Auch Ihr Freund



Frühlingsblüten. Von F. Lipps.

Winkler, der famose Mensch aus meiner nächsten Nachbarschaft, der mir dieser Tage vom Herrn Major Wilking vorgestellt wurde, wußte mir über Ihr Fernbleiben keinen stichhaltigen Grund zu geben.“

„Winkler?“ fuhr Ferdinand jetzt auf. „Der war doch noch gestern bei mir und sagte kein Wort davon! Aber gnädigste Gräfin, ich bitte tausendmal um Verzeihung. Bin auf Wort die ganze letzte Woche nirgend ausgewesen als zum Dienst. Fühlte mich nicht wohl. Ehrte mich ungemein, daß Gnädigste überhaupt von meinem Fernbleiben Notiz genommen haben. — Aber von Wilhelm finde ich es seltsam, daß er mir gar nichts von seiner neuen Bekanntschaft sagte,“ fuhr er, wie im Selbstgespräch, fort. „Man kann doch niemanden so ganz trauen, selbst dem treuesten Freunde nicht.“

Ein Gefühl der Eifersucht blitzte wie ein flüchtiger, fahler Wettererschein in seiner Seele auf.

Die kluge Gräfin, die schon in so manchem Männerherzen gelesen, errät das, darum sprach sie weiter: „Ja, das ist seltsam! Herr Oberleutnant Winkler gilt ja, wie mir der Major sagte, für einen der tüchtigsten Offiziere unserer Armee. Seinen Mut und eine oft an ihm gerühmte Entschlossenheit soll er auch bei der Rettung Ihrer Fräulein Schwester bewiesen haben. Zu so einem Freunde kann man Ihnen gratulieren. Mir hat er auf den ersten Blick imponiert.“

Ferdinand wurde nachdenklich und schien verstimmt. Da reichte ihm die Gräfin mit hellem Lachen beide Hände und rief aus: „Ich erkenne Ihre ernstliche Reue, mein lieber Herr von Falkenhorst. Darum sei Ihnen verziehen und unsere Freundschaft erneut.“

Wie sah sie entzückend aus in diesem Augenblick! Ferdinand drückte unwillkürlich ihre zarten Hände stärker als er es beabsichtigte. Ein Taumel faßte bei diesem Händedruck seine Sinne, er war wieder ganz in den Banden der Venus. Das konnte dem alten Schlossherrn und Tante Susanne nicht entgehen, als die sich wieder einfanden.

Mit Wonne nahm der Vater die Veränderung wahr, die mit seinem Sohne vor sich gegangen war. Ferdinand konnte wieder lachen und scherzen und machte den lebenswürdigsten, geistreichsten Gesellschafter.

Erst spät nach Mitternacht kehrte er, nachdem er der Gräfin und seinem Vater fest versprochen, spätestens übermorgen wieder hier zu sein, in die Residenz zurück. Johann öffnete ihm dienst-eifrig, wie immer, die Tür.

Auf seine erste Frage, ob Postfächer angekommen wären, antwortete die biedere Seele: „Leider nicht, Herr Leutnant. Doch war Besuch da, der Herr Oberleutnant Winkler. Derfelbe ist auf acht bis vierzehn Tage zum Schießplatz in S. . . kommandiert und wollte sich deshalb verabschieden. Schon um drei Uhr wird ausgerückt.“

„So, so — und sonst also nichts?!“

„Gar nichts, Herr Leutnant!“

Als Ferdinand dann allein war, sagte er zu sich selber: „Wieder keinen Brief, es ist ihr leid geworden, ohne Zweifel. Ja, ja, waren Kindereien. — O, dieses schöne Weib, ich glaube, es könnte mich zu einem Meineidigen machen!“

Schon am nächsten Tage sah der alte Hellwig den flotten Husarenleutnant auf schäumendem Rapfen über den Schlosshof sprennen. Ernst schüttelte er sein Haupt und dachte so bei sich: Der Forstassessor hatte recht, die Ritenburg hat ihn in ihrer Gewalt. Dieser Erbärmliche! Das ist der Dank für unsere Dienste, daß der Sohn meines Herrn meine einzige Tochter gut genug hält für ein Spielzeug seines Übermuts und seiner Langweile! Armes Kind, armes betrogenes Mädchen!

Das war ein Leben heute im Park bei dem herrlichen Frühlingswetter. Ferdinand und die Gräfin waren immer beisammen.

„Ein stattliches Paar! Wann wird Verlobung, wann wird Hochzeit sein?“ So lautete der Grundton des Gesprächs der Dienerschaft.

Und daß die beiden ein Paar werden müßten, davon war eine Woche später jedermann auf Falkenhorst überzeugt.

Ferdinand wußte es täglich möglich zu machen, wenigstens auf ein paar Stunden im Schloß zu weilen. Heute nun traf er die Gräfin ganz allein. Tante Susanne war zum Wohltätigkeitsbazar gefahren und der Vater hatte Notwendiges auf der Oberförsterei zu erledigen.

Der alte Hellwig aber hatte ein paar Arbeiter im Schloßgarten angestellt, die da in den etwas verwahrlosten Wegen und Stegen aufräumen sollten. Und nun kam er am Abend, um sich zu überzeugen, ob die Leute ihre Schuldigkeit getan; dieselben waren soeben gegangen. Da schallte ihm von drüben her, von der Laube am See, lautes Lachen entgegen.

Er wollte sich diskret zurückziehen, da er kein Freund vom heimlichen Lauschen und Spähen war. Aber die beiden so überglücklichen jungen Leute kamen ihm Arm in Arm näher, ohne ihn

zu bemerken. Da hörte er zärtliche Rosenamen aus Ferdinands Mund, da sah er, ohne daß er es wollte, wie der junge Herr das schöne Weib in seine Arme schloß und es ungestüm küßte.

Er mußte, da der Weg verschlungen wie in einem Irrgarten war, jetzt wohl oder übel an ihnen vorüber.

Ferdinand erbleichte, als er Fritzens Vater so ganz urplötzlich vor sich stehen sah und suchte vergebens nach einem passenden Wort.

Die Gräfin verstand ihres Geliebten Verwirrung nicht. Sie kümmerte sich wenig um den würdigen, alten Mann, der jetzt tiefgesenkten Hauptes an ihnen vorüberschritt.

Noch in dieser Stunde schrieb Hellwig einen langen Brief an seine Tochter und teilte ihr darin mit, was er bisher nur vermutet und jetzt mit eigenen Augen gesehen. Der Leutnant von Falkenhorst wäre ein erbärmlicher Lügner, ein ehrloser Wicht, und noch heute würde er bei dem alten Herrn um seine Entlassung, aus diesem ihm jetzt verhassten Dienst bitten. Seine Ersparnisse würden, wenn er nicht ganz untätig bliebe, zu einem bescheidenen Leben in der Stadt ausreichen.

Die Gräfin Ritenburg bewohnte jetzt wieder eine Etage des goldenen Adlers und spielte in der vornehmen Welt der Residenz bald eine bedeutende Rolle. Man sah sie stets in Herrenbegleitung, gewöhnlich war Ferdinand von Falkenhorst bei ihr, der, wie er wenigstens selber glaubte, vor allen Kavaliern den Vorzug hatte und demnächst das wegen seiner Eleganz und Schönheit so berühmte Weib öffentlich als seine Braut würde erklären dürfen.

Die Gründe, weswegen Gräfin Ritenburg die Verlobung noch gern aufschieben wollte, mußten, da sie dem bis zur Tollheit Verliebten nur zu natürlich schienen, auch dem alten Herrn von Falkenhorst und anderen einleuchten. Es handelte sich um allerlei vorher noch zu regelnde Familienangelegenheiten und Vermögensfragen.

Einige scharfsichtige Kavaliere wollten es freilich besser wissen, ließen das aber den so sehr leicht erregten Ferdinand nicht merken. Mochte er in seinem guten Glauben bleiben, ihnen war das schon recht, denn ihnen war die Hauptsache, daß sie von der Gunst der vergötterten Gräfin nichts einbüßten, trotz der augenblicklichen Bevorzugung des reichen Husarenleutnants.

Agnes war inzwischen bei ihrem Bruder gewesen. Ernst und traurig, wie er sie nie gesehen, kam sie eines Mittags unerwartet bei ihm an, hatte kaum ein Wort der Begrüßung für ihn, nannte ihn einen Lügner, einen falschen Mann, der hartherzig ein unschuldiges Mädchenherz gebrochen. Seine Aufregung, sein Zorn, seine Entschuldigungen hatten nur zur Folge, daß sie kopfschüttelnd erwiderte: „Wenn du wirklich die beiden Briefe, die Fritzen dir auf den deinigsten schrieb, nicht erhalten haben solltest, so war das noch kein Grund, dein Wort zu brechen. Ich habe dich bisher als einen äußerst leichtsinnigen Menschen gekannt, aber ich glaube an deine Aufrichtigkeit. Du bist kein Edelmann!“

Dann war sie gegangen, in tiefster Seele betrübt, daß Wilhelm nicht anwesend. Der würde ihre Meinung teilen, davon war sie felsenfest überzeugt. Der wäre der einzige, der den törichten, verblendeten Bruder aus den Netzen jener falschen Schlange retten könnte.

Agnes' Zeit war, da sie Fritzen notwendig besuchen mußte, um sie zu trösten und zu beruhigen, sehr knapp bemessen, sie verließ, nachdem sie den Vater im Klubhaus kurz begrüßt, noch am selben Tage die Residenz.

Wilhelm war nun vom Schießplatz, der etwa vier Meilen von der Residenz entfernt lag, zurückgekehrt. Dreimal hatte er sich vergebens bemüht, seinen Freund zu finden.

Aber wie weit es gekommen war, das wußte er ganz genau. Agnes hatte ihm alles geschrieben und ihn beschworen, doch in der Sache sein möglichstes zu tun. Daß die Gräfin Ritenburg gar nicht daran dachte, Frau Leutnant von Falkenhorst zu werden, das war Wilhelm ebenso sonnenklar wie der scharfsinnigen Agnes, die sich in wenigen Stunden hinlänglich zu orientieren gewußt.

Wilhelm saß in recht gedrückter Stimmung heute abend in seinem traulichen Stübchen. Der Regen klatschte an die Fensterscheiben und der Sturm rüttelte an den grünen Läden, als gönnte er selbst ihnen, trotz all ihrer Bescheidenheit, ihre Existenz nicht. Da kam Frau Steinkamp, eine redliche, saubere, aber sehr schwaf-hafte Schneiderswitwe, mit dem karglichen Abendbrot herein und ließ nach der üblichen höflichen Begrüßung ihrer Zunge zu folgender Mitteilung freies Spiel: „Denken Sie nur an, Herr Oberleutnant, was ich ganz zu sagen vergaß und woran mich das herrliche Klavierspiel drüben im goldenen Adler erinnert! Die schöne, reiche, junge Gräfin spielt da nämlich. Ach, das ist eine reizende Person! So etwas Bescheidenes, es ist geradezu rührend! Hat mich die gnädige Gräfin zu ihrer Leibwäsche-Blätterin ernannt und eine geschlagene Stunde auf meinem Sofa gesessen, und das nicht einmal, sondern schon dreimal. Dabei hat die

scharmante Dame sich ganz eingehend nach Ihnen erkundigt und immer gefragt, ob Sie noch nicht bald zurückkämen. Herr Oberleutnant, ich glaube bestimmt —

„Ach, lassen Sie nur, Frau Steinkamp, ich danke schön. Bin so sehr beschäftigt.“

„Dann bitte tausendmal um Entschuldigung, Herr Oberleutnant. Werde morgen weiter erzählen.“ Damit empfahl sie sich, einen tiefen Knicks machend.

Wilhelm war das verführerische Weib geradezu verhaßt. Wußte er ja doch nur zu genau, wie die Gräfin Ritenburg ihr Spiel mit Männern trieb, nicht nur jetzt als Witwe, sondern schon als Gattin des bejahrten Mannes, der sie abgöttisch geliebt und aus reiner Eifersucht, wie man sagte, gestorben wäre.

Eine Stunde später saß Wilhelm beim matten Licht seiner einfachen Petroleumlampe, in ein Generalstabswerk vertieft, am Schreibtisch. Es war, da die redselige Wirtin, die ihn oft durch weitschweifige und laute Unterhaltungen mit den übrigen Hausbewohnern zu stören pflegte, sich entfernt hatte, einmal wunderbar still im Hause.

Aus seinem eifrigen Studium wurde Wilhelm plötzlich durch ein leises Pochen an der Tür aufgestört. Er öffnete — und wer beschreibt sein Erstaunen, als die Gräfin Ritenburg vor ihm steht!

„Ach, bitte tausendmal um Entschuldigung, Herr Oberleutnant. Wie kann man auch so verkehrt laufen! Wollte zu meiner Plätterin, die ja doch hier wohnt. Mein, dieses Mißgeschick!“ Dabei lachte sie so recht kokett und ließ ihre weißen Zähne blitzen. „Aber, um Gottes willen, ich vergesse ja fast die Tür hinter mir zu schließen. Es könnte mich jemand hören und dann wäre es um Ihren Ruf als den solidesten aller Junggesellen geschehen.“

Nun stand sie in ihrer ganzen herrlichen Schönheit, die durch das leichte, stark defolletierte Seidenkleid voll zur Geltung gebracht wurde, vor dem ersten Manne, dessen zurückhaltendes Wesen sie, die stolze Siegerin, lange schon reizte.

Aber Wilhelm schien kein Menschenblut in seinen Adern zu haben, da schien kein Herz voll Liebessehnen in seiner Mannesbrust zu schlagen. Eifrigkeit nötigte er die Gräfin, Platz zu nehmen. Er würde Frau Steinkamps Base, die Hausbesitzerin rufen, damit sie die Befehle der Gräfin entgegennehme.

Das verlebte die schöne Witwe. Ein zorniger Blick aus den vielbewunderten, von dunkeln Wimpern überschatteten, jetzt in der Erregung doppelt schönen Augen traf Wilhelm, und bebend kam es über die zuckenden Lippen: „Ich danke, mag Ihre Güte nicht in so reichlichem Maße in Anspruch nehmen. Entschuldigen Sie, Adieu!“ Damit rauschte sie hinaus.

Wilhelm atmete erleichtert auf. Doch zu weiterem Studieren hatte er keine Lust mehr. So beschloß er denn, heute noch einmal zu versuchen, ob Ferdinand nicht zu treffen wäre, in den Armen der Venus lag er ja nicht.

Er packte also mit der ihm eigenen Ordnungsliebe Bücher, Schriftstücke und Karten an ihren Ort und ging aus. Und der Zufall fügte es, daß er seinem Freunde begegnete, ehe er noch eine Minute gegangen war.

Ferdinand schien freilich keineswegs erfreut darüber zu sein. Er steuerte mit Vollbampf auf den goldenen Adler los. Nach hastiger Begrüßung sprach er nervös: „Verzeih, daß ich noch nicht zu dir kam. Hörte, daß du ein paarmal bei mir gewesen. Aber verflucht strammer Dienst jetzt. Du weißt jedenfalls, was während deiner Abwesenheit sich alles zugetragen. Kannst mir also getrost gratulieren.“

„Allerdings weiß ich alles,“ erwiderte Wilhelm mit einem Seufzer. „Ob ich dir aber gratulieren darf, das — weiß ich nicht. Agnes hat mir geschrieben.“

„Ah, dann hast du freilich aus falscher Quelle geschöpft,“ stieß Ferdinand in gereiztem Tone hervor. „Dann kannst du nicht wissen, wie ich gekämpft habe und was ich von Friederike annehmen mußte.“

„Ich weiß alles, auch, daß du dein Wort gebrochen.“

„Schweig still, Wilhelm!“ keuchte der jetzt mühsam seinen Zorn bemeisternde Freund. „Aus deinem Munde kann ich das nicht hören. Wenn ein albernes Frauenzimmer so über mich urteilt, dann halte ich das eben seiner Torheit zugute. Aber du müßtest mich kennen! Glaube nur, ich habe Kummer genug, auch ohne, daß du mich noch kränkst. Du ahnst nicht, was ich alles zu leiden habe. Ich will mein Abschiedsgesuch einreichen, denn mein Oberst drangsalirt mich geradezu. Aber ich habe keine Zeit. Du verstehst mich ja doch nicht mehr! Denkt alle, was ihr wollt, kann auch ohne euch leben.“

Damit wollte er davonstürzen. Doch Wilhelm hielt seine Hand fest und sagte sehr bestimmt: „Ferdinand, frage doch dein eigenes Gewissen einmal ehrlich und dann urteile!“

„Ach was, lasse mich in Ruhe! Halte deine Moralpredigten anderen.“ Das was das letzte Wort.

Die Gräfin saß in einer der prachtvoll ausgestatteten, mit Blumen und Blattpflanzen überreich gezierten Logen der großen Halle und dachte nicht mehr daran, daß Ferdinand, der ja heute bei Präsidentens zu Gaste war, sie noch zu so später Stunde besuchen würde. Ein nicht mehr junger, verlebt ausschauender Herr in eleganter Stufferleibung leistete ihr Gesellschaft und schien sie recht geistreich zu unterhalten.

Als nun Ferdinand kam, war sie freudig überrascht und stellte ihm den Herrn als einen Vetter ihres verstorbenen Vaters, einen Baron von Finke, vor. — Derselbe empfahl sich bald, um die Brautleute nicht zu stören.

Beforgt fragte nun die Gräfin ihren Geliebten, was ihn denn wieder bedrückte, er sähe ja aus, als ob ihm ein saurer Apfel im Halse stecken geblieben wäre.

Ferdinand erzählte von seinem Arger im Dienst und von der Begegnung mit Wilhelm, der ihm nicht einmal gratulieren wollte.

Da flammte helle Zornesröte auf dem schönen Frauengesicht und mit funkeln Augen rief sie aus:

„Ja, von dem Tattgefühl deines intimsten Freundes, den ich unlängst noch so hoch geschätzt, kann ich dir auch etwas erzählen. Seine Wirtin ist meine Plätterin. Die wollte ich nun heute auffuchen und dabei geriet ich, da ihre Tür verschlossen war, zufällig in Winklers Zimmer. Natürlich entschuldigte ich mich, wie es sich gebührt. Du hättest nun das empörte Gesicht deines lieben Freundes sehen sollen. Kein Wort höflicher Entgegnung, einen Stuhl bot er mir nur an und dann wollte er gehen, um die Base der Frau Steinkamp zu rufen. War sein Betragen einer fremden Dame gegenüber schon, ich möchte sagen, fleghaft, so läßt es sich der Braut seines besten Freundes gegenüber doch niemals entschuldigen. Ich halte den Verkehr mit so einem taktlosen Menschen für dich ganz und gar ungeeignet. Mag er unter den bürgerlichen Offizieren seinen Umgang suchen, die kennen die Etikette nicht so genau.“

Schien Ferdinand das Vergehen seines Freundes nun auch kein so gar großes — in einer Art beruhigte es sogar das Gefühl der Eifersucht, welches sich gegen Wilhelm bereits neulich geregt — so wußte das gekränkte Weib ihn in geschickter Weise nach und nach doch gehörig gegen Wilhelm einzunehmen. Ja, sie verstand es sogar, den in seiner leidenschaftlichen Liebe fast närrischen Mann zu der Überzeugung zu bringen, daß sein Freund selber Absichten auf die steinreiche Gräfin Ritenburg gehabt und nun, wo sie ihm neulich schon bewiesen, daß sie in ihm nur den Intimus des Geliebten achte, aus purer Rache so rücksichtslos gegen sie beide wäre.

Dieser Argwohn war bei Ferdinand nachher zwar bei reiflicher Überlegung nicht stichhaltig, aber er vermochte ihn dennoch nicht ganz zu überwinden.

Aus diesem Grunde suchte er denn Wilhelm am nächsten Tage, wie er eigentlich in einer Aufwallung seines gutmütigen Herzens gewollt, nicht auf, sondern spielte die Rolle des Gekränkten. Und die Gräfin, die ihr Liebesverhältnis mit dem schneidigen Husarenleutnant durch den Einfluß des ersten Winkler gefährdet sah, tat das Ihre, Ferdinand jegliche Versöhnungsgedanken zu verschneiden.

(Fortsetzung folgt.)

Derweht.

Skizze von H. Große. (Nachdruck verboten.)

In einem Kurierzuge, der über Westfalen nach Süddeutschland ging, saß eine elegant gekleidete Dame. Daß sie bereits einen weiten Weg zurückgelegt hatte, konnte man ihr wohl ansehen; matt blickte sie auf die wogende Menge, die sich auf einem Kreuzpunkte, an dem der Zug jetzt Halt gemacht hatte, geräuschvoll hin- und herbewegte. Wie viele Leute und wie wenig Menschen gab es doch! Seit sechzehn Stunden war sie unterwegs, wieviel Personen waren da zu ihr eingestiegen, die sich veranlaßt gefühlt hatten, ein Gespräch anzuknüpfen. Alle waren mehr oder minder fade, alltäglich und unerträglich stereotyp. Wenn nur jetzt keiner zu ihr hereinkäme, sie fühlte sich viel zu angestrengt, um — der Gedanke war noch nicht zu Ende, als die Coupétür, die sie selbst zugezogen hatte, geöffnet wurde und der Schaffner ein „Hier“ ertönen ließ.

Ein Herr im Künstlermantel und großem, grauem Schlapphut stieg etwas schwerfällig ein. Ihm folgte eine Dame mit einem Kindehen, und fort ging es.

Nur zwei Stationen fuhren Mutter und Kind, dann stiegen sie aus. Der Herr beobachtete seine Reisegefährtin, auf deren feinen Zügen ein müder Ausdruck lag, unausgesetzt, das war ihr peinlich, forschend richtete sie ihre großen, dunklen Augen auf ihn.

„Sie scheinen schon lange unterwegs zu sein?“ nahm er das Wort.

„Sechzehn Stunden“, gab sie einformig zurück.

„Dann kommen Sie aus dem Auslande?“

„Ja.“ Sie wandte den Kopf, als wüßte sie das Gespräch zu beenden, nahm einen Spitzenschal, hüllte ihr Gesicht darin ein und schlief wohl zwei Stunden.

Als sie erwachte, stand der Zug. Sehr galant fragte ihr Reisegefährte, ob sie eine Erfrischung wüßte. Sie ersuchte ihn, ihr ein Glas Rotwein zu bestellen.

Als der Zug sich wieder in Bewegung setzte, fühlte sie sich gestärkt und schien weniger abgeneigt, auf die Unterhaltung, die er wieder anzubahnen versuchte, einzugehen.

Er sprach über verschiedene Reisen, die er gemacht, über Kunst, Literatur und sondierte hierbei sehr geschickt, was und wer sie wohl sein könnte, woher sie käme, wohin sie führe usw. Sie ging aber nur auf das ein, was ihr behagte.

„Sie gestatten, daß ich mich Ihnen vorstelle?“ bat er nun.

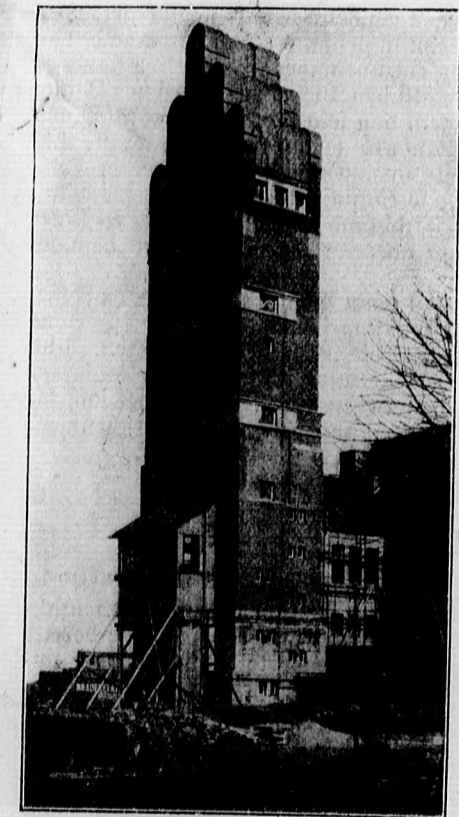
„Nein!“ Sie lachte über sein verwundertes Ausblicken. „Weshalb sind Sie erstaunt? Sobald wir unsere Namen genannt, haben wir gewisse Verpflichtungen, müssen uns einen gesellschaftlichen Zwang auslegen und kommen so um die Harmlosigkeit der Reisefamerschaft. Und was ist ein Name?“ Sie suchte die Achseln, band ihren Schal los, nahm aus ihrer Reisetasche einen Handspiegel mit Elfenbeinrand und setzte sich vor diesem ihren großen, schwarzen Rembrandthut auf.

Er war so aufmerksam ihren Bewegungen gefolgt, daß er ihr die Antwort schuldig geblieben war. Jetzt dachte er, wenn er ebenfalls einen Blick in den Spiegel tun könnte — er war arg bestäubt und die Hitze —, er hatte den Wunsch, zu gefallen — wenn er nur den Spiegel hätte... „Was Damen alles mit auf Reisen nehmen, aber mit dem Spiegel, das ist ganz gescheit, man weiß nie, wie man aussieht, wie“ er tastete nervös an seiner Krawatte herum.

— Sie erriet. — „Darf ich Ihnen den Spiegel reichen?“

„Ich bitte darum.“ Er errötete, als er danach griff. — Ein hübsches, gebräuntes Gesicht mit kräftigen Zügen spiegelte sich wieder. Verliebte Augen, krauses, dichtes Haar und breite Schultern. — Man sah einen Mann, dem immer die Sonne geschienen.

Mit einigen Verbindlichkeiten gab er ihr den Gegenstand zurück. In



Der „Hochzeitsturm“ in Darmstadt. Phot. Berliner Illustrat.-Gesellschaft. (Mit Text.)

der Unterhaltung war eine Pause eingetreten. Langsam zog sie jetzt ihre langen dänischen Handschuhe aus. Er sah ihr zu.

„Was Sie für originelle Hände haben.“ Sie hatte bemerkt, daß er nach einem bestimmten Ring gesucht.

„Und das Originellste, daß dort ein obligatorisches Reiseflein fehlt, nicht?“

„In der Tat —“ er sah ihr prüfend in das kühn geschnittene Gesicht. — „Weshalb haben Sie sich nicht verheiratet?“

Sie lachte. „Sehen Sie, diese, pardon naseweise Frage hätten Sie nicht an mich richten können, wenn ich Ihnen gestattet hätte,

sich vorzustellen.“ Dann wurde sie sehr ernst und sagte mit veränderter Stimme: „Man hat mir meinen Bräutigam erschossen.“

„O, das ist entsetzlich!“

„Ich glaube!“ Sie sprach die Worte in einem Tone, der ihm ins Herz schnitt, und fuhr erregt fort: „Von Gymnasiasten bis zum gedehnten Greis gibt es jetzt nur ein Thema, das sie ‚begeistert‘, das Duell. Schließen nicht die modernen Dramen damit ab, und lernen unsere Jünglinge nicht aus der Geschichte, daß es ‚heroisch‘ ist, mit ‚stoischer‘ Ruhe in den Tod zu gehen für irgend etwas, das sie suchen? Sehen Sie und mein Fall wird nicht vereinzelt dastehen, mir ist mein Geliebter umgebracht worden — was mit ihm dahinging — nun, wozu alles Weitere — ich wollte nur sagen, ich weiß nicht einmal ganz sicher, wodurch dieses ‚Duell‘ herbeigeführt wurde — und es hat doch mein Leben so gut gekostet als das seine, wenn ich auch atme.“

„Gnädiges Fräulein, ich be-reue sehr, durch eine taktlose Frage eine so tiefe Wunde berührt zu haben.“

„O, bitte, Sie konnten nicht ahnen.“ Sie erhob sich und ging an das Fenster. Er bewunderte ihre schlanke, hohe Gestalt, die sich in schwarzer Krepptoilette elegant ausnahm. Das Kleid war mit schwarzem Felt übersät, große schwarze Straußfedern schmückten ihren mit besonderem Schick hergestellten Hut. An einem feinen Ketten hing ein modernes Lorignon herab — wie merkwürdig, er hatte mehr Bewunderung als Mitgefühl für sie. Was sie eben erzählte, hatte er bereits vergessen. Für solche Gestalten paßt kein Mitleid.

Jetzt wandte sie den Kopf nach ihm.

„Sie sind Künstler?“

„Von Gottes Gnaden!“ Er salutierte schmunzelnd.

„Dann sind wir Verwandte.“

„Schauen Sie! Wieso!“

„Der göttliche Funke!“

„Aber das ist ja — daß ich das nicht sofort gesehen habe — natürlich, Sie sind Tragödin.“

„Wöchte ich gerne sein! Aber es fehlt mir die Kraft — das Talent besäße ich vielleicht.“

„Aber Sie sind jedenfalls Schauspielerin?“

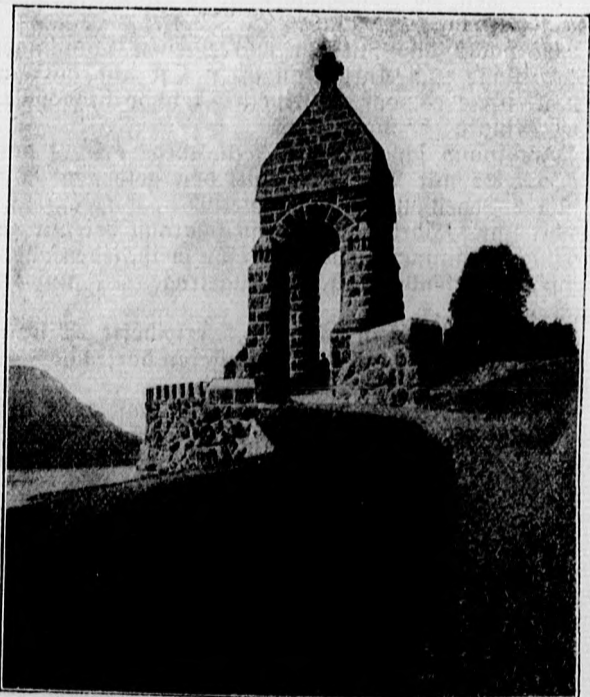
Bitte, einen Moment,

halten Sie nur noch eine Sekunde so den Kopf — weiß der Himmel, Sie haben eine frappante Ähnlichkeit mit Sarah Bernhardt — daß mir das nicht so gleich aufgefallen ist!“

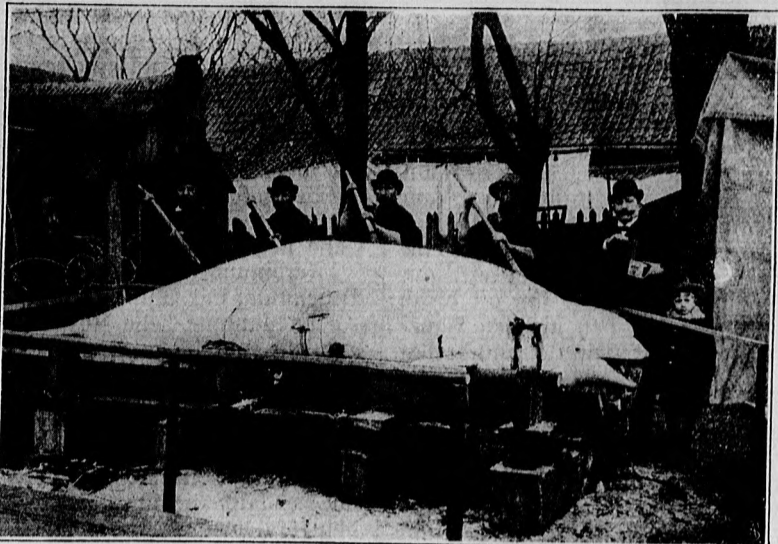
„Man hat mir das oft gesagt!“

„Aber, nun bitte, sagen Sie mir, welche Kunst Sie ausüben?“

„Wie neugierig Sie sind! Mit dem gleichen Rechte könnte ich fragen, was Sie sind. Aber ich weiß, Sie sind Maler, ich könnte Ihnen sogar Ihr Genre angeben.“



Denkmal auf dem Schlachtfeld von Morgarten (1315). (Mit Text.)



Ein im Memeler Tief gefangener Weißwal. (Mit Text.) Gustav Oldenburg, Memel, phot.

„Ja, das müssen Sie, aber bitte, Gnädigste, sagen Sie mir —“
„Von meiner Kunst, mein Herr, hat einmal ein Dichter ge-
sagt, daß sie keine glückliche Frau ausübt.“

Sie sich ärgerlich: wie kann sie so etwas schreiben? oder Sie fragen sich: hat sie gefühlt, was sie hier geschrieben, kann sie so gefühllos, so glühend oder so leidenschaftlich — wie es gerade ist — sein? Da schleppen Sie dann immer irgend- ein persönliches Gefühl mit sich herum — und mit Ihren Bildern würde es mir ebenso ergehen. — Ich habe mir abgewöhnt, Bekanntschaften zu machen, sie bringen zumeist nur Leid. Ubrigens, da haben wir die Station, wollen wir aussteigen, es sind fünf und zwanzig Minuten Aufenthalt —“

Sie schritten den langen Perron entlang. Ihr Begleiter hatte ihr den Arm gereicht, den sie heiter plaudernd, nahm. Im Restaurant speisten sie zusammen. Er kaufte ein Veilchensträußchen, das ein kleiner Knabe darbot, sie steckte es an den Taillenschluß. — Nun ging sie, sich die ausgelegten Bücher und Zeitungen auf dem Perron anzusehen. Als sie wieder hereinkam und sich suchend in dem fremden Wartesaal umfah, rief ihr das Büfettmädchen zu:

„Dort drüben, gnädige Frau, sitzt Ihr Herr Gemahl.“

Eine tiefe Röte überzog ihr weißes Gesicht, aber sie lachten sich beide unbefangen zu.

„Sehen Sie,“ sagte er, „für wie beneidenswert mich die Mansell hält?“

„Vielleicht sind Sie es eher ohne mich.“

„Gnädiges Fräulein, bei Ihnen würde ich wirklich keine Phrase wagen, aber auf Ehrenwort, Sie bringen alles mit, was einen modernen Mann beglücken kann, Schönheit, Gewandtheit, Geist, Klugheit —“

Sie hielt sich lächelnd die Ohren zu. „Halten Sie ein! Wissen Sie, wie Ihr Aufzählen jetzt klingt? — Da wir doch einmal auf der Tour sind, gestatten Sie wohl das Reisebild — wie: Einsteigen nach dahin, dorthin usw.“

„Und da haben Sie ihn gerade, den Mann mit dem Glockenzeichen. Es wird Zeit, darf ich bitten?“

In ihrem Coupé hatte sich's inzwischen ein ganz junges Mädchen bequem gemacht und das begann sofort zu plappern und erzählte und renommierte ein paar Stunden hindurch. Sein Künstlerauge ging vergleichend von der einen Dame zur andern.



Das neue Gebäude der Landwirte in Kiel. (Mit Text.)

„Sie sind Schriftstellerin?“

„Da Sie so schnell begreifen, rate ich Ihnen, den Ausspruch des Dichters nicht zu unterschreiben. Wir haben die Anlagen, so glücklich zu können, wie wir wollen, denn wer sich ins Reich der sie zu klüchten vermag — wird nie ganz unglücklich sein.“

„In, mein gnädiges Fräulein, dürfen Sie mir Ihren Namen länger verschweigen.“
„Denken Sie doch, wie beglückt ich sein werde, indirekt von Ihnen weiter zu hören, — ich werde alles lesen, was Sie geschrieben haben und schreiben werden —“

„Nichts davon!“
Sie schüttelte matt lächelnd den Kopf.
„Gewöhnen Sie sich ab, Beziehungen anzuknüpfen — gebe Ihnen wirklich einen guten Rat damit. Man soll sich mit Menschen, die uns gefallen, freuen, ohne zu fragen, woher sie kommen, wohin sie gehen. Ein Nähertreten kostet immer Empfindungskraft, Zeit, — meist auch — ja, fast immer — Enttäuschung.“

Wenn Sie einen Roman lesen, der Ihnen mißfällt, so legen Sie ihn ruhig beiseite, ohne daß Sie irgend welches Gefühl dabei haben. Ich weiß aber bestimmt, daß Sie bei mir schon aus der wohlthuenden Gleichgültigkeit heraus wären. Entweder sagen



Auf falscher Fährte. Von M. Lebling. (Mit Text.)

t und sagte mit ver-
rätigam erschossen.“

inem Tone, der ihm
schnitt, und fuhr erregt
m Gymnastien bis
haften Greis gibt es
n Thema, das sie be-
das Duell. Schließen
modernen Dramen da-
d lernen unsere Jüng-
t aus der Geschichte,
oisch'ist, mit, stoischer
en Tod zu gehen für
was, das sie suchen?
e und mein Fall wird
inzelt dastehen, mir
beliebter umgebracht
was mit ihm dahin-
n, wozu alles Weitere
te nur sagen, ich weiß
al ganz sicher, wo-
es, Duell' herbeige-
e — und es hat doch
n so gut gekostet als
wenn ich auch atme.“
es Fräulein, ich be-
durch eine taktlose
e so tiefe Wunde be-
aben.“

erhob sich und ging
e, hohe Gestalt, die
m. Das Kleid war
raußfedern schmüd-
n Hut. An einem
herab — wie merk-
gefühl für sie. Was
für solche Gestalten

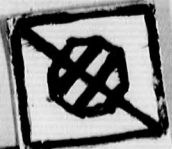
unzelnud.

t gesehen habe —



Morgarten (1315).

st Sie ausüben?“
en Rechte könnte
Maler, ich könnte



„Das junge lachende Kind — ja, wie ist es nur möglich,“ dachte er, „daß man sich von einem so niedlichen Lärbchen bezaubern lassen kann, nur weil es jung ist? Die da drüben — sie war sicher über die Dreißig, und doch — eine Reisegefährtin hatte sich erhoben und legte ihre Sachen urecht. Dann reichete sie ihm beide Hände und sagte voll Innigkeit: „Leben Sie wohl, ich werde ein freundliches Gedenden an die Fahrt bewahren, die Ihr liebenswürdiges Geplauder mir so angenehm gestaltet. Jetzt muß ich aussteigen, mein Ziel ist erreicht.“

„Aber das ist Verrat — das ist wirklich — Sie ließen mich hoffen, daß wir nun noch lange zusammen wären —“

Der Zug fuhr schnaubend in den prachtvollen, hellerleuchteten Bahnhof Hannovers ein.

„Eine Minute Aufenthalt!“ Hastig wurde die Tür aufgerissen, sie stieg aus. Er folgte ihr.

„Mein Herr, Sie wollten ja weiter!“ Der Schaffner drängte ihn zurück, die Tür fiel zu, der Zug setzte sich langsam in Bewegung.

Bis zum Ausgangstunnel hatte sein Auge sie verfolgen können. Hier wandte sie sich um und wehte ihm mit einem Lächeln auf den Lippen einen Abschiedsgruß zu. Er fühlte sich plötzlich ganz konsterniert. Warum nur — sie war doch eine Fremde . . .

Bei der nächsten Ausstellung brachte der Maler X. einen Studienkopf, der viel Ähnlichkeit mit Sarah Bernhardt aufwies. Von Fräulein B. war ein Buch erschienen, das den Titel „Verweht“ führte.

Zu rechter Zeit.

Militär-Humoreske von D. v. Briesen. (Nachdruck verb.)

„Meine Lage wird jetzt in der Tat kritisch,“ murmelte Leutnant v. Rottenbach, als er eines Tages mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab ging. „Bisher hat mich der Kommandeur, mein Namensvetter, immer gehalten, heute aber ist ihm eine Brigade verliehen worden und wir bekommen einen Oberst, der gerade in Geldsachen durchaus keinen Spaß verstehen soll. Da heißt es rasch handeln, um Katastrophen aus dem Wege zu gehen, die sonst unausbleiblich sind.“

Mit diesem Gedanken nahm er Platz an seinem Schreibtisch, ergriff einen Stoß Papiere, die er aus einem Schubfache gezogen und war bald in Berechnungen vertieft, die er aus den einzelnen Schriftstücken zusammentrug. Nach geraumer Zeit warf er die Feder beiseite und, sich in den Sessel zurücklehnd, rief er aus: „Nun ja, es sind rund zwanzigtausend Mark, die die Halsabschneider von mir zu bekommen haben und deren Beschaffung in kürzester Frist erfolgen muß, will ich nicht riskieren, „abgegangen zu werden“.“

Lange grübelte er nunmehr nach, auf welche Weise er sich aus dem Dilemma ziehen könne, bis er schließlich zu der Erkenntnis gelangte, daß eine reiche Heirat der einzige Weg zur Rettung sei.

Folgerichtig beschäftigte ihn fortwährend der Gedanke, woher die reiche Frau nehmen! Er hatte ja eine Menge bekannter Damen in der Stadt, aber sie kränkten zum größten Teil an dem unheilbaren Fehler, nicht über „Hunderttausende“ verfügen zu können. Doch, da war Anna, das einzige Kind des auf einem riesigen Geldfackel sitzenden Bankiers Brottmann, von dem es hieß, daß er sich vom bescheidenen Krämer zum mehrfachen Millionär emporgearbeitet habe. Sein prophanhaftes Wesen, verbunden mit geringer Bildung, machte ihn allerdings wenig beliebt in der Gesellschaft, aber — er blieb immerhin als reichster Mann des Ortes der Gegenstand schwiegersöhnlicher Wünsche so mancher Junggejellen. Auch Rottenbach dachte jetzt in seiner äußersten Bedrängnis an ein derartiges Verhältnis zu diesem Krösus, durch den im Handumdrehen alle ihn drückenden finanziellen Schwierigkeiten beseitigt werden könnten. Vergewärtigte er sich, anschließend an diese Zukunfts-Lichtblicke, die Person der Zukünftigen, so beschlich ihn allerdings ein Gefühl der Unbehaglichkeit, denn von all den körperlichen Vorzügen, mit denen man die Gattin ausgestattet zu sehen wünscht, war bei Anna durchaus nichts zu entdecken. Als einziger Ersatz hierfür mußte ihre Jugend gelten, da sie das zwanzigste Lebensjahr noch nicht erreicht hatte.

„Was hilft's!“ rief der Sinnende plötzlich aus, „es bleibt mir weiter keine Wahl, ich muß in den sauren Apfel beißen!“

Als Mann der Tat, dem Zaudern nicht behagt, beschloß er, am nächsten Tage schon sich zu Brottmann zu begeben und um die Hand der Tochter anzuhalten.

Der entscheidende Tag war erschienen; der Verlobungsstandidat saß beim Frühstück und memorierte während des Kauens die Namen seiner Manichäer, um gewappnet zu sein, wenn der Bankier im Laufe der geschäftlichen Verhandlungen diejenigen wichtigsten Punkt berühren sollte. Zur üblichen Visitenstunde machte er sich sodann auf nach der schönen Villa, die der Schwiegerpapa in spe in der Vorstadt bewohnte.

Als auf sein Klingeln ein goldbetrefter Diener öffnete, beauftragte er diesen, seinem Herrn zu melden, daß er, Rottenbach, ihn in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünsche. Der Betreffte erschien nach einem Weilchen wieder und nötigte den Offizier in den Empfangsalon. Geraume Zeit mußte er warten, bis eine der nach innen führenden Türen aufging und der Herr des Hauses, ein dicker, plumper Mann, mit schwerfälligen Schritten eintrat. Nach kurzer Begrüßung zwischen den beiden Herren, die sich ja nicht das erstemal trafen, leitete Brottmann ein Gespräch ein, das sich folgendermaßen abwickelte: „Womit kann ich dienen, Herr von Rottenbach, daß Sie mich nicht in meinem Bureau, sondern in der Privatwohnung auffuchen?“

„Die Angelegenheit, um die es sich handelt, ist so familiärer Art, daß ich es für korrekt hielt, hier vor Ihnen zu erscheinen. Ich bitte Sie nämlich um die Hand Ihrer Fräulein Tochter!“

Mit einem Lächeln, das einen Anflug von Hohn nicht verleugnete, blickte der Geldmann den Offizier an, ehe eine Antwort aus seinem Munde kam. „Also so steht die Sache, haben mit dem Mädels wohl schon alles ins Reine gebracht und nicht daran gedacht, daß ich Ihnen einen dicken Strich durch die Rechnung machen kann. Sie werden doch kaum verlangen, daß ich mein einziges Kind, die beste Partie sicherlich in der Stadt, einem Offizier gebe, der, soviel ich unterrichtet bin, nicht nur kein Vermögen, sondern einen ganzen Wagen Schulden aufzuweisen hat. Nein, mein verehrtester Herr Leutnant, da suche ich mir denn doch schon einen anderen Schwiegerohn aus!“

Rottenbach wollte eben zu einer fulminanten Erwiderung auf die verletzenden Worte des Bankiers ausholen, als der Diener erschien und meldete, es sei ein Brieftträger da, der dem Herrn Leutnant sofort ein Schreiben persönlich zu übergeben habe.

„Lassen Sie ihn eintreten,“ befahl der Hausherr, nachdem Rottenbach durch ein Kopfnicken seine Zustimmung gegeben hatte. Das Schriftstück, das dem Offizier nunmehr überreicht wurde, enthielt neben der Adresse die Bezeichnungen „Citissime! Per express! Eingeschrieben und Eigenhändig!“ woraus wohl zur Genüge hervorgeht, daß etwas höchst Wichtiges den Inhalt bilden mußte. Auf dem Antlitz Brottmanns spiegelten sich verächtlicher Spott und Schadenfreude und innerlich mochte er sich sagen: „Solch' Mann begehrt meine, des Geldfürsten Tochter, und wird von seinen Gläubigern selbst bis in meine Wohnung verführt!“

Zu dieser Vermutung brachte ihn jedenfalls der etwas verblüffende Gesichtsausdruck Rottenbachs, der keine Ahnung hatte, woher

Schreiben stammte, da der Aufgabeort völlig verwischt war. Er spannt beobachteten die Augen des Bankiers die Mienen des Besenden, der den Brief erbrochen hatte. Der Inhalt desselben bestand nur aus wenigen Zeilen, die also lauteten: „Sehr geehrter Herr von Rottenbach! Nachdem erst vor wenigen Monaten Ihr Herr Dunkel aus dem Leben geschieden, ist ihm heute leider sein Sohn und Nachfolger in das Jenseits gefolgt, indem er durch Straucheln auf der Jagd das Unglück hatte, daß sich sein Gewehr entlud und ihn auf der Stelle tötete. Sie sind als einziger Verwandter der Erbe großer Majoratsgüter, was ich Ihnen mitzuteilen hiermit die Ehre habe. Mit vorzüglicher Hochachtung verharre ich als Euer Hochwohlgeboren ganz gehorsamster Paul Wenzel, Güterdirektor.“

„Nun, angenehme Nachrichten?“ fragte der neugierige Bankier den Gast, als dieser das Schreiben zusammenfaltete und ohne eine Miene zu verziehen, in die Tasche steckte.

„Es ist eine Trauerbotschaft, ein Vetter von mir, der steinreiche Majoratsbesitzer von Rottenbach, der zehn Meilen von hier wohnte, verunglückte auf der Jagd. Der Brief war insofern von Wichtigkeit für mich, als ich schleunigst Urlaub nehmen muß, um zur Beerdigung abzureisen und daher nicht einmal mehr Zeit habe, Ihnen auf Ihre wenig liebenswürdigen und höchst arroganten Worte die richtige Antwort zu erteilen.“

Damit machte er eine kurze Verbeugung und verschwand aus dem Zimmer, ehe der Bankier wußte, wie ihm geschah.

„Armer Schluder,“ stieß er endlich hervor, „muß närrisch sein, meine Tochter haben zu wollen, na, freut mich nur, daß ich's ihm gut gegeben habe!“

An Rottenbach waren im Laufe des Tages noch Dokumente gelangt, die die Mitteilung des Güterdirektors bestätigten. Brottmann, der sich den ganzen Tag über den Bescheid gefreut, den er dem Leutnant gegeben hatte, kam gegen Abend aus dem Geschäft nach Hause und erging sich dann in den schattigen Anlagen seines Parkes, was er gewöhnlich tat, bis er von der Tochter zum Souper gerufen wurde. Heute erschien viel früher, wie es sonst der Fall, Anna, ein Zeitungsblatt in der Hand und eiligst auf den Vater zugehend.

„Weißt du schon, Papa,“ rief sie ihm, noch einige Schritte entfernt, entgegen, „daß unser Regiment jetzt einen Millionär unter seinen Offizieren aufweist?“

„Ned' doch nicht solchen Unfimm, Anna, wird doch kein Mann

von großen Mitteln bei einem Infanterie-Regiment in einer Provinzialstadt eintreten!"

"Und doch habe ich recht, hier steht es schwarz auf weiß, wie du dich überzeugen kannst!"

Brottmann griff nach der Zeitung; sein Gesicht bedeckte sich mit fahler Blässe, als er folgende Anzeige las: "Todes-Anzeige! Allen Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß mein lieber Vetter, Hans von Rottenbach, Besitzer der Herrschaft Poggern, auf der Jagd verunglückt und ohne das Bewußtsein wieder zu erlangen, aus dem Leben geschieden ist. Um stilles Beileid bittend Friß von Rottenbach, Leutnant im 10. Infanterie-Regiment und Majoratsbesitzer."

Dem Bankier entfiel das Blatt und er sank auf eine Bank mit den Worten: "Anna, wenn dir einmal jemand sagen sollte, dein Vater sei der größte Esel auf zehn Meilen in der Runde, dann tu mir den Gefallen und glaub's!"

Haarkrankheiten.

Von Dr. Frank Bauer. (Nachdruck verb.)

Es ist leider nur zu wahr, was in zahlreichen medizinischen Untersuchungen beklagt wird, daß wir kaum einem anderen Teile unseres Organismus so wenig gesundheitliche Pflege angedeihen lassen als den Haaren. Und doch würden sie es verdienen. Sind sie doch nicht nur ein sehr wichtiges Schutzmittel, das die Haut in ihrer Wärme sparenden Wirkung unterstützt, sondern auch ein Gegenstand ästhetischen Wohlgefallens, der im Liebesleben aller Zeiten und Völker eine hervorragende Rolle gespielt hat.

Und noch einen Grund gibt es, der für die Notwendigkeit einer intensiveren Haarpflege geltend gemacht werden muß: die Haare können wie alle anderen Organe des menschlichen Körpers erkranken.

Bevor wir nun die verschiedenen Arten der Haarkrankheiten besprechen, müssen wir uns ein wenig über die Frage orientieren, was denn die Haare eigentlich sind. Die Antwort hierauf ist sehr einfach. Die Haare sind nämlich ein Produkt der Haut; sie sind Horngebilde, die sich, ganz ähnlich wie die Nägel der Finger und Zehen, aus der Haut heraus entwickelt haben. Sie wurzeln in ihr und nehmen mit ihr an der allgemeinen Ernährung der Körpergewebe teil. Die Farbe der Haare rührt von winzig kleinen farbigen Körnchen her, die im Haarschaft aufgespeichert sind. Fehlen dieselben, dann haben wir es schon mit einer Form der Erkrankung zu tun; der Farblosigkeit, dem Ergrautsein des Haares. Der letztere Ausdruck ist allerdings nur halb richtig; denn wenn wir vom "Ergrautsein" sprechen, setzen wir einen Prozeß des "Ergrauens" voraus, der nicht immer stattgefunden hat. Es gibt nämlich Leute, die mit völlig ausgebleichten, weißen Haaren zur Welt gekommen sind: die Albinos. Auch können wir nicht in allen Fällen, in denen ein Grauerwerden der Haare beobachtet wird, auf das Vorhandensein einer krankhaften Ursache dieses Vorganges schließen. Denn weitläufig in den meisten Fällen handelt es sich um den Schwund der Haarfarbe, der im Alter eintritt und den wir deshalb den senilen, greisenhaften nennen. Es kommt aber auch vor, daß Kinder, die das 10. Lebensjahr noch nicht überschritten haben, und daß Leute aller Altersstufen grau werden. Gelegentlich trifft dann das "Ergrauen" nicht das ganze Kopf- oder Barthaar, sondern nur eine einzige oder mehrere kleine, gut abgegrenzte Stellen. Sieht man dann näher zu, so bemerkt man bald, daß nicht nur die Haare, sondern auch die Hautstelle, auf der sie stehen, eine schwache Entfärbung erlitten hat, daß sie blässer ist als an anderen Stellen.

Es wurde schon oben gesagt, daß das Grau- und Weißwerden der Haare auf nichts anderem beruht, als auf dem Verluste der Farbkörnchen. Das gilt natürlich sowohl in den "normalen" Fällen des Ergrauens der Greise als auch in allen den erwähnten krankhaften Fällen. Wie es zu dem Verluste der Farbzellen kommen, wodurch dieser bedingt ist, darüber ist noch nichts Sicheres ermittelt worden. Ein berühmter französischer Forscher meint, daß gewisse Bestandteile des Blutes, die weißen Blutkörperchen, die Schuld an dem Grauerwerden der Haare tragen. Diese weißen Blutkörperchen sind nämlich, um mich so auszudrücken, Raubtiere im Blute; sie sind gefräßig wie Raubtiere und wandern wie diese in ihrem Jagdrevier, in den Blutgefäßen umher. Sie

umschlingen ihre Beute nicht tun; sie fließen nämlich wie es die großen Schlangen das Beutestück herum, e ihren Körper teilen, rings um die Beute herum, so einverleiben. Und diesen Piraten im menschlichen Blut, wollen die Farbkörnchen der Haare zum Opfer fallen.

Noch weniger als über die Ursachen des Grauerwerdens der Haare wissen wir über die Vorgänge, die zu ihrem Ausfallen führen. Der Haarausfall ist unter Umständen eine ansteckende Krankheit. Und daraus können wir schließen, daß er durch einen jener Mikroorganismen hervorgerufen wird, die wir als die Erreger und Verbreiter der Infektionskrankheiten kennen.

Das Ausfallen der Haare tritt, wie das Grauerwerden derselben, bei alten Leuten auf und muß, wie dieses, hier als ein natürlicher Vorgang angesehen werden. — Wie es angeborene Grau- oder Weißköpfigkeit gibt, so kommt auch die angeborene Kaupfigkeit vor. Und wie sich das Grauerwerden in jugendlichem Alter einstellen kann, so kann dies auch der Haarausfall. Und endlich entspricht auch dem Grauerwerden an einzelnen Stellen ein Ausfallen der Haare an kleineren Partien der Kopfhaut. — In der Art, wie sie sich äußern, besteht also bei den beiden wichtigsten Erkrankungen des Haares, dem Farbverlust und dem Ausfallen, ein durchgängiger Parallelismus. — Nicht so in den äußeren Veranlassungen zur Entstehung der Krankheit. Das Ausfallen der Haare ist eine häufige Begleiterscheinung von Nervenkrankheiten, Hautkrankheiten und wie von manchen Ärzten behauptet wird, auch von Blutarmut und allgemeinen Schwachzuständen des Körpers. Das Ergrauen der Haare ist eine selbständigere, viel unermittelbarer auftretende, aber auch seltener Erkrankung. Sprechen wir doch im täglichen Leben vom "Grauerwerden über Nacht", vom "plötzlichen Ergrauen" u. a., womit wir das schon unerwartete Auftreten der Haarfarbe bezeichnen. Dings bemerkt werden muß, mit dem Ergrauen doch nicht so schnell geht, als es diese Redensarten ausdrücken!

Begleitbild.



Wo ist der Dunkel?

heftigem Schreck und, wie es scheint, auch bei geistiger Überanstrengung vor.

Da wir die Ursachen der genannten Haarkrankheiten noch nicht kennen, kann es natürlich auch kein sicheres Heilmittel für dieselben geben. Immerhin kann der Spezialarzt durch sorgfältig ausprobierte, sogenannte "empirische" Methoden Besserung oder Heilung bewirken.

Wichtiger noch als die Heilbehandlung der Haarkrankheiten ist die Verhütung derselben, und sie ist sogar ausichtsreicher als jene! Da ist es nun die allererste Voraussetzung, die Reinigung der Haare öfter und gründlicher vorzunehmen als das bisher in den weitesten Kreisen der Bevölkerung geschieht. Ich glaube, wir würden sehr zu kurz kommen, wenn man unsere Kultur aus der Menge Seife bemessen würde, die wir zur Reinigung des Kopshaars verwenden! — Es liegt auf der Hand, daß das Waschen des Haares die Krankheitskeime entfernt, die sich darin verfangen haben. Wenn das Ausfallen der Haare auch durch Ansteckung herbeigeführt werden kann, so gibt es naturgemäß kein einfacheres Mittel als die Vernichtung der Ansteckungskeime. Und hierzu genügen schon Wasser und Seife.

Eine weitere Bedingung zur Verhütung von Haarkrankheiten sind reine, zum Gebrauch von nur einer Person bestimmte Instrumente zum Kämmen, Bürsten und Waschen der Haare. Die gemeinsame Benutzung derselben durch mehrere Personen, wie sie in Barbierstuben und Bädern üblich ist, kann die Gefahr einer Ansteckung bedeutend vermehren. Man wird nun vielleicht einwenden, daß der Schaden, den die beiden genannten Haarkrankheiten anrichten können, verhältnismäßig gering ist, daß also zu einer scharfen Abwehrbewegung kein Grund vorliegt. Darauf wäre zu erwidern: Wohl gibt es größere Schädlinge der Volksgesundheit als die Erreger der Haarkrankheiten. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß nur der Körper gesund ist, dessen Teile alle gesund sind. Bei dem Zueinandergreifen und Zusammenwirken aller Teile des Organismus gibt es keinen, dessen Erkrankung nicht andere miterschädigt. Ein solcher Teil des lebenden Körpers aber ist auch das Haar.



